

## Wilhelmine Maisch

*Eine Dichterin im Freundeskreis des jungen Hölderlin  
Mit unbekanntenen Briefen von ihr*

*Von Adolf Beck*

*Oskar Rühle zum 65. Geburtstag in herzlicher Freundschaft*

### I

Im Muselalmanach fürs Jahr 1792, worin Hölderlin mit vier Gedichten – darunter die machtvolle Overtüre der Tübinger Hymnen: ‚Hymne an die Göttin der Harmonie‘ – zum ersten Male hervortrat, war mit Einem Stück auch eine bislang unbekannte Dichterin vertreten. Der Herausgeber Gotthold Friedrich Stäudlin, „Oberpriester der schwäbischen Musen“, hatte das Gedicht von seinem Freund Karl Philipp Conz erhalten. In „Bestürzung und Freude“ dankte die Unbekannte 1793 ihrem Entdecker mit einer ‚Epistel an Conz‘ (durch die sie 1800, mit gutem Grund, die Sammlung ihrer Gedichte<sup>1</sup>, deren frühestes von 1787 stammte, eröffnete). Die Epistel ist ein Zeugnis heitern Charmes und liebenswerter Ironie, doch auch Bekenntnis voller Ernst, das reizvoll, für die Dichterin charakteristisch, Selbstbewußtsein und Bescheidenheit verbunden zeigt.

Was soll an jener Sängers Seite,  
Die alle längst der Lorbeer krönt,  
Von deren Ruhm in ferner Weite  
Des Rufs Posaune laut ertönt,  
Ein Mädchen, die in stiller Hütte  
Die Bildnerin Natur erzog,  
Die von der Dorfbewohner Sitte  
Des Landmanns Einfalt in sich sog, ...  
Die nicht wie Ihr, Apollos Söhne,  
Das Große, Nützliche und Schöne  
Nach Regeln der Aesthetik fühlt,  
Und ihrer kleinen Leyer Töne  
In eignen Melodien spielt? ...  
Die ihre lieblichsten Gesänge  
Bei Feld- und Garten-Arbeit sang,  
Der bei der Winternächte Länge  
Am Rocken manches Lied gelang, ...  
Die lieber in der Schwermuth Hainen  
Als in der Freude Tempel weilt,  
Und gern bei modernden Gebeinen

Den Kummer der Verlassenen theilt,  
Die nie nach fremdem Ruhm sich sehnte,  
Zufrieden, wenn ihr kleines Lied  
Des Freundes stiller Beifall krönte,  
Den keine Schmeicheley verrieth!

Man hört: die Verse haben nicht gerade großen Tiefgang, fließen aber leicht dahin. Sie kommen von Herzen und sind mehr als captatio benevolentiae, nicht bloß ein Topos der Bescheidenheit. Im Grunde lebt darin die ganze, damals sechszwanzigjährige *Wilhelmine Maisch* – ein natürlich-liebenswertes Wesen, das über einem Grund von tiefem Ernst und inniger, schweremütiger Empfindsamkeit doch oft mit Anmut, Witz und Geist zu scherzen weiß. Heute vergessen, in keinem ihrer Verse weiterlebend, war sie damals bald in den zu ihrer Zeit beliebten Almanachen gern gesehen und gelesen. In einem ist – ein sichres Zeichen der Beliebtheit – ihr Porträtstich aufgenommen<sup>2</sup>. Es war wohl nicht nur der Buchdruckerberuf ihres Mannes, dem sie den frühen Druck ihrer Gedichtsammlung, und nicht nur die Fülle und Weite ihrer Beziehungen, der sie fast 400 Subskribenten – für damals sehr viel, zumal im Notjahr 1800 – verdankte<sup>3</sup>. Sie war gewiß nicht eine Dichterin von hohem Rang, war im Sinne Goethes „Dilettantin“, doch auf hoher Stufe, kaum weniger begabt als Neuffer oder Magenau, die Freunde Hölderlins. Auch war für sie der Zugang in das Reich des Geistes und der Muse minder leicht als jenen Zöglingen der Klosterschulen und des Stifts. Diesem Zugang aber in das Reich des schönen Geistes galt ihr Sehnen und Bemühen. Ihr Dichten ist von diesem Drang bestimmt. Das mögen Conz und Stäudlin wohl empfunden haben, als sie den Weg dem jungen Mädchen bahnten.

Wilhelmine war im Dichten, wie sie Conz zu verstehen gibt, „Autodidaktin“, ein Natur- und Landkind. Als älteste Tochter des Pfarrers Michael Maisch (1737–1801) war sie am 28. August 1767 in Neipperg, inmitten der gleichnamigen weinreichen Grafschaft am Nordrand des Zabergäus westlich Heilbronn, geboren. Ihr Vater war aus Klausenburg in Siebenbürgen zurückgewandert und wurde 1783 in dem nahen Adelshofen Nachfolger von

Hölderlins Großonkel Johann Adam Blöst. Dem Herrn der Grafschaft Neipperg, dem Patron ihres Vaters, schrieb sie 1790 einen pietätvollen Nachruf, worin sie ihn als Urbild eines milden Landesvaters feiert.

Menschenliebe thronte ihm zur Seite,  
Weisheit war ihm immer im Geleite,  
Und sein Zepher war ein sanfter Stab.

Seinen Staat zum Eden umzuschaffen,  
Wissenschaft und Künste zu erzieh'n,  
Seiner Bürger Wohlfahrt stets zu mehren,  
Wahn und Aberglauben zu zerstören,  
War sein erstes eifrigstes Bemüh'n. . . .

Ia, wir lebten bey ihm goldne Tage,  
Tage ohne Stürme mild und schön! . . .

Nach ihrer „Entdeckung“, um die Mitte der neunziger Jahre, weilte die junge Dichterin jeweils einige Zeit in Stuttgart – darüber nachher –, in Karlsruhe und Wildbad, wo sie die erhabne Schwarzwaldlandschaft feierte („Bruchstück eines Briefs aus dem Wildbad“), in Heidelberg, dessen Schloß sie in vorromantischen Tönen der Begeisterung für „altdeutsche“ Größe verherrlichte, und in Wien, wo sie Verwandte besaß und manche literarische Beziehung knüpfte. 1799 vermählte sie sich mit dem Buchdrucker Christian Friedrich Müller in Pforzheim, bald in Karlsruhe<sup>4</sup>. Ihr Mann verlegte außer ihren Gedichten (1800 und nochmals 1806) ihr „Taschenbuch für edle Weiber und Mädchen“, 1802–1807, in dem nun schwäbische Freunde, Neuffer, Magenau und Haug, zu Gäste waren, wie einst die junge Dichterin in Stäudlins, Langs und Neuffers Almanachen<sup>5</sup>. In Karlsruhe starb sie schon am 12. Dezember 1807 – gleichsam an der Schwelle der schwäbischen Romantik, die im selben Jahr im Musenalmanach Leos von Seckendorf hervortrat.

## II

Der Nachlaß Wilhelmine Müller-Maisch's ist leider größtenteils verschollen<sup>6</sup>. In Neuffers Nachlaß sind aber wenigstens drei – noch unveröffentlichte – Briefe von ihr erhalten<sup>7</sup>. Sie geben über ihr Wesen, ihre Jugend, ihre Bildung, besonders aber ihre für sie so wichtige Beziehung zu dem Stuttgarter Freundeskreise Hölderlins und Neuffers einigen reizvollen Aufschluß.

Neuffer war 1791 im Herbst aus dem Stift geschieden und in Stuttgart Waisenhausvikar geworden. Er kam in einen geistig regen Kreis von Dichtern, Künstlern und Gelehrten. Ehrgeizig rang er um den Ruhm des Hymendichters und des Übersetzers von Vergil. Er wohnte bei seinen Eltern. (Sein Vater war Konsistorialsekretär, seine Mutter Griechin namens Pelargos, weshalb ihn seine für Hellas und Homer begeisterten Freunde gerne „Pelargiden“ nannten.) Wilhelminens erstem Brief an ihn, aus Adelshofen vom 14. April 1793, scheint ein Besuch in Stuttgart, jedenfalls eine Begegnung vorangegangen zu sein, bei der ein Briefwechsel verabredet wurde. Nach einer Anspielung darauf schreibt Wilhelmine:

Mit dem verbindlichsten Dank erkenne ich Ihre Güte die Sie mir dadurch erweisen, daß Sie mir versprechen, meine schwache Versuche in der Dichtkunst

zu *corrigiren*, und so das kleine Talent auszubilden und zu vervollkommen, das ich in diesem Fach besitze . . . sollte mich wieder einmal eine dichterische Laune anwandeln, so vollende ich meine angefangene Lieder, und dann müssen Sie ich kan Ihnen nun nicht helfen, mein Aristarch seyn!<sup>8</sup> vielleicht bin ich nächster Tagen so frei, Ihnen einen längern Brief nebst einer kleinen Probe zum corrigiren zuzusenden . . .

Am Schlusse nennt sie „stolz“ sich Neuffers „Freundin“. Bald darauf muß sie zu längerem Besuche nach Stuttgart gekommen sein, wo sie anscheinend Gast von Neuffers Eltern war, und mit seinen „Freunden und Freundinnen“ – so nennt Hölderlin mehrmals Neuffers Kreis in sehnsüchtigen Briefen von Tübingen aus – herzliche Freundschaft geschlossen haben. Anfang Juni weilte sie, offenbar schon seit einiger Zeit, in Plattenhardt auf den Fildern, wo Neuffers Onkel, Johann Wilhelm Neuffer, Pfarrer war; vielleicht war sie zu Gast in der Pfarrei. Am 3. Juni schreibt sie Neuffer – „in gröster Eil“, mit „ehrerbietigem Compliment“ an seine „lieben Eltern“ und herzlichem Gruß an seine „Freundinnen und Freunde“ –:

Hier sende ich Ihnen meinem Versprechen gemäß Freund Stäudlins MusenAlmanach . . . wieder zurück. Wirklich lieber Freund! bin ich im Begrif nach Lustnau zu gehen, ich werde aber, wenn mich nicht besondere Hindernisse abhalten, zu Ende dieser, oder höchstens zu Anfang der künftigen Woche, wieder in Stuttgart eintreffen, denn ich sehne mich mit brennendem Verlangen nach dem frohen Augenblick an dem ich Sie, und meine mir unaussprechlich theure Stäudlinnen wieder sehen und sprechen darf – um dann vielleicht mich auf eine lange Zeit von Ihnen trennen zu müssen.

Was Wilhelmine Maisch in Lustnau wollte, steht dahin; darüber nachher noch ein Wort. Die „Stäudlinnen“ sind Gotthold Friedrichs Schwestern Charlotte, Rosine und Nannette, die dem Freundeskreis durch ihre lautre, schöne, muntre Lebensart mit sein Gepräge gaben. Charlotte, die den jungen Hölderlin anscheinend gerne sah, dichtete selber gelegentlich. Rosine, die zwei Jahre später, 1795 im April, an der Schwindsucht sterben sollte, war Neuffers vielgefeierte Braut – nach ihrem Neffen Friedrich Theodor Vischer ein Wesen von herzwegwinnder „Anmuth und Schönheit“, nach Neuffer selbst „von seltener Zartheit des Leibes und der Seele; . . . aus feinerem Stoffe geschaffen, als gewöhnliche Sterbliche“. Ihr gelten zwei Gedichte Hölderlins, und auch Wilhelmine Maisch preist ihren „Zauber“, ihre „Anmuth“, ihren schönen Sinn für „Sympathie und reines Herzgefühl“ in einem Gedicht, das Neuffer nach ihrem Tod im selben Taschenbuche wie die zwei von Hölderlin erscheinen ließ.

In Stuttgart fand die junge Dichterin vom Land, was sie ersehnte, Wohlwollen und Verständnis, Förderung und Widerhall; hier wurde sie von Neuffer, seinen Eltern

und Geschwistern, seinen „Freundinnen und Freunden“, zu denen besonders Stäudlin und Friedrich Haug gehörten, herzlich aufgenommen und offenbar als ein im Reich der Dichtung ebenbürtiges Talent begrüßt. Das lag, von ihrem offenen, lauteren Wesen abgesehen, wohl besonders daran, daß sie, die „Unstudierte“ unter den „studierten“ Dichtern in den Taschenbüchern Stäudlins, als weibliches Naturtalent gelten konnte. Mit diesem Sachverhalt, ihrem „naiven“ Bildungsgang und Dichtertum, ihrem Drang als Frau zum Zugang in das Reich des Geistes und der Poesie, beschäftigte sich auch ihr Selbstbewußtsein immer wieder. Das geht hervor aus ihrem dritten, längsten Brief an Neuffer, nach dem Abschied von Stuttgart. Er ist Rückblick und Bekenntnis und bezeugt das gleiche Selbstgefühl wie die eingangs angeführten Verse der ‚Epistel an Conz‘. Auch als kulturhistorisches, soziologisches Dokument scheint er, mit geringen Kürzungen, der Mitteilung als Ganzes wert.

Endlich lieber Freund nach so vielen Hindernissen und Zerstreuungen wird mir eine ruhige Minute zu Theil, die mir die Freude gewährt mich mit Ihnen zu unterhalten, eine Freude die so unaussprechlich grossen Werth für mich hat, und die ich schon so lange missen mußte! Daß Trägheit Leichtsinns oder Undankbarkeit die Ursachen waren, die mich bisher hinderten an Sie zu schreiben, werden Sie doch wohl nicht glauben. Ich weiß, Sie blickten tief in mein Herz, Sie sahen wie glücklich ich mich in dem Besitz Ihrer Freundschaft fühlte, wie kostbar mir jeder Augenblick war, den ich in Ihrem Umgang verleben konnte, Sie sahen auch was ich beim Abschied von Ihnen und Ihren Lieben litt, weil ich wußte, daß die Freuden, die ich in St. genoß, Freuden des geistigen Umgangs und einer seltenen Freundschaft mir hier nie zu Theil werden und ich sollte muthwillig das Vergnügen versäumen, durch schriftlichen Umgang mir den Genuß jener seligen Augenblicke zu erneuern und zu vervielfältigen? sollte nicht gierig jede Stunde erhaschen, die mir eine Unterredung mit Ihnen erlaubte? – sollte das wohl von einem Mädchen zu glauben seyn, die mit schwärmerischer Begierde alles das ergreift was die Bedürfnisse Ihres Geistes und Herzens befriediget, die Ihre höchste Ehre und Glückseligkeit in dem Gedanken findet, daß Sie Freunde unter denen besitzt, die über die gewöhnliche Schaar von Menschen erhaben sind! – – Nein Freund! so unentbehrlich mir Speise und Trank sind, . . . so unentbehrlich ist mir der Umgang mit Leuten von Geist und Gefühl, so wenig kan ich diese vergessen, ich mag in Verhältnisse kommen welche es seyn wollen. Der unselige Schritt über die Grenzen die dem weiblichen Geiste gezogen werden, (die aber auch so eng sind, daß man darinn ersticken möchte) ist einmal gethan, ich kan nimmer zurück gehen, ich kan den Trieb nach Beschäftigungen, die Kopf und Herz

erfordern nicht ausrotten, wenn ich nicht mein Herz selbst zerfleischen will! – freilich ist dieser Trieb eine reiche Quelle von mannigfaltigem Verdruß und Leiden für mich, besonders bringt Er mich oft bey denen die mich nicht näher kennen, in den Verdacht als wenn ich meine Pflichten als Mädchen deswegen vernachlässigte, und das thut mir weh, wenn ich nicht wüßte wie gut Denken und weibliche Arbeiten mit einander verbunden sein könnten, gewis ich hätte dem allgemeinen Vorurtheil dies Opfer längst gebracht, das ich auf alles was mir bisher Vergnügen gewährt hat, Verzicht gethan hätte, aber meine meiste Gedichte wurden ja sogar unter den härtesten FeldArbeiten ausgedacht: zum Beispiel dies, welches ich Ihnen hier mitsende: „TodesFeyer am Grabe meines Bruders“ verfertigte ich in der Erndte während dem Schneiden das gewis eine saure Arbeit ist, und als der Sonntag kam, schrieb ichs erst auf! Ich halte Sie jetzt bei Ihrem Versprechen und bitte Sie recht dringend und herzlich, dies Gedicht Ihrer Korrektur zu würdigen. . . schreiben Sie mir aber kein allgemeines Urtheil darüber, sondern zeigen Sie mir seine Fehler wie seine Schönheiten, (wenn es welche hat) besonders damit ich dieselbe für die Zukunft kennen lerne.

Hier auch ein kleiner Versuch auf die GeburtsFeyer unsrer lieben Rosalie. bringen Sies erst ein wenig in Ordnung, und dann überreichen Sies Ihr an Ihrem Tage in meinem Namen. Wie glücklich wäre ich, wenn ich persönlich an der Freude dieses Tages Antheil nehmen könnte. Aber bey Ihnen bin ich, verlassen Sie sich drauf ich mische mich unter Ihren kleinen Zirkel stipize Ihnen heimlich Ihr TrinkGlas weg und lasse mir über meine Gewohnheit ein Gläschen recht herrlich schmecken und unsre Freundin hoch dabei leben.

Der Brief – der manchem Leser von heut ein Lächeln, seis der Rührung oder Überheblichkeit, entlocken mag – zeigt nicht nur, wie bäuerlich es damals auf dem Dorfe noch im Pfarrhof zuging, wie die Pfarrtöchter zu „den härtesten FeldArbeiten“ erhalten mußten. Er zeugt vor allem von unstillbarem Drang der Schreiberin zum Geist, zur Poesie, zu geistiger Gemeinsamkeit, zur Erhebung über die „Notdurft“ des Alltags, dem sie sich doch als solchem keineswegs entziehen will. Gewiß, die Äußerung ist ländlich, bürgerlich, provinziell. An Stätten regen Geistes standen Altersgenossinnen der jungen Dichterin damals, zu Beginn der Hochklassik, viel tiefer und sicherer im Bereich des Denkens und der Dichtung drin. Eine Sophie Mereau, die damals vielumschwärmte Professorenfrau und Dichterin in Jena, die spätere Frau Clemens Brentanos, hätte vielleicht über solche Klagen nur mitleidig gelächelt. Dorothea Schlözer, das Wunderkind von Cöttingen, Karoline von Wolzogen-Lengefeld, die Schwägerin Schillers, deren ‚Agnes von Lilien‘ Goethe

zugeschrieben wurde, und ihre Freundin Karoline von Humboldt-Dacheröden hatten vollen Anteil an der Geistigkeit der Zeit – zu schweigen von den unheiligen Priesterinnen der bald anbrechenden Romantik, von Karoline Schlegel, der „Dame Lucifer“, von Dorothea Schlegel-Weit, auch von Rahel und vollends von der jüngeren Bettina. Aber der provinzielle Ton des Briefes ist ja größtenteils Symptom der tief provinziellen Verhältnisse, worin das junge Mädchen, fern von allen Stätten regen Geisteslebens, aufwuchs und die es als so eng empfand, „daß man darinn erstikken möchte“. Darum beglückte sie der Widerhall und Austausch, den sie in dem doch ebenfalls noch recht provinziellen Stuttgart fand. Nach einigen Gedichten zu schließen, erfuhr sie Ähnliches in Heidelberg und Wien.

### III

Der Erfahrung eigner Bildungsnot entstammt ein Grundmotiv der Lyrik Wilhelmine Maischs, – ein Motiv von tiefem Ernst für sie, in dessen sprachlicher Gestaltung sie jedoch gelegentlich der Komik des Pathos verfällt. Es ist der Ruf an ihr Geschlecht, sich den Bereich des Geistes aufzuschließen, Flittertand der Mode abzutun, und die „Ahndung einer bessern Zukunft“, in der die Hoffnung darauf Wahrheit wird. In dem gleichnamigen Gedicht, einem ihrer frühesten, noch ungelungenen, fühlt sie sich der Schwermut ob „dem niedern Weltgewühl“ ausgeliefert,

Wenn nicht Hoffnung jener Welt erschiene,  
 Mich der Schwermuth schwarzer Nacht entriß,  
 Und mit lichtverklärter Engelmiene,  
 Mich ins beßre höh're Leben wies!

Wann michs kränkt, daß Durst nach höhern Wissen  
 Mir als Hochverrath verboten wird,  
 Daß der Schmach tenden der Kelch entrisen  
 Und dem Satten aufgedrungen wird! –  
 Daß des geist'gen Tranks das Weib entbehret,  
 Der dem Mann oft Ueberdruß erregt –  
 Daß man Blüthen der Natur zerstöret,  
 Und der Treibgewächse mühsam pflägt!

Wann mich nun die Fesseln schmerzhaft drücken,  
 Deren Last den Geist ans Niedre band –  
 O dann schau ich mit bethränkten Blicken  
 In der ächten Freyheit Vaterland!  
 Wo kein Männermachtspruch mein Geschlechte  
 An der Tändeleyn Kette schließt,  
 Wo es gleicher Hoheit gleicher Rechte,  
 Geist und Herz zu nähren, stets genießt. . . .

Dann spricht Ahndung jenes bessern Lebens  
 Mir den süßen Trost ins kranke Herz:  
 „Keine Thräne weinst du hier vergebens,  
 Ew'ge Lust gebiehet dir einst dein Schmerz!“

Süße unaussprechliche Gefühle  
 Schafft sie mächtig dann in meiner Brust,

Wann ich in der Abenddämmerung Kühle,  
 Ferne von der Erde Taumellust,

Durch des Frühlings neu geschaffne Fluren,  
 Oder in der Haine Schatten geh,  
 Und der Allbelebung helle Spuren  
 Durch die weite Schöpfung schimmern seh . . .

So wohl und ernst das alles auch gemeint sein mag: hier werden Grenzen sprachlichen Vermögens sichtbar. Ebenso, wenn die Dichterin der alten Losung: „Carpe diem“ eine neue Wendung gibt, indem sie in einer Epistel ihre Freundinnen als künftige Mütter ihren Töchtern sagen läßt:

Bald wird der Jugend Reiz verblühen!  
 Wenn Zeit und Siechthum ihn zerstören –  
 Dann bleibt der Werth den Bildung verliehn,  
 Dann wird doch innre Schönheit wahren!

Glaubt ja der schönen Lüge nicht,  
 Daß nur im reizenden Gesicht  
 Stoff aller Männerbeseligung liege! –  
 Daß sich mit Fleiß und Wirthschaftspflicht  
 Die Sorge für Geist und Herz nicht verträge  
 Glaubt mir! Sie stehen im schönsten Verein!  
 Weiht Euern Geist der Denkkraft ein!  
 Sie wird Euch in der Bestimmung Pflichten  
 Mit Lust und Eifer unterrichten,  
 Und jeder Arbeit Geschick verleihn!

Wilhelmine Maisch war – das braucht kaum eigens betont zu werden – keine Revolutionärin, keine Vorstreiterin für „Emanzipation“ des weiblichen Geschlechts. Ihr wohlgemeintes Eifern für geistige Bildung und „ästhetische Erziehung“ der Frau bewegte sich in einer Strömung ihrer Zeit, die tief ins 18. Jahrhundert, in die Epoche der „Moralischen Wochenschriften“ zurückging, um die Jahrhundertwende aber gerade in Schwaben neu erstarkte. Das läßt sich an den Titeln von Zeitschriften und Taschenbüchern ablesen. Zu Cottas erfolgreichen Unternehmungen gehörte ‚Flora, Teutschlands Töchtern geweiht. Eine Quartalschrift von Freunden und Freundinnen des schönen Geschlechts‘. Marianne Ehrmann redigierte ‚Die Einsiedlerin aus den Alpen‘, Neuffer gab für 1799 und 1800 ein ‚Taschenbuch für Frauenzimmer von Bildung‘ heraus, Hölderlins Kompromotionale Jakob Friedrich Märklin 1802/03 eine – leider ganz verschollene – Zeitschrift ‚Für Geistes- und Herzensbildung junger Frauenzimmer‘, Wilhelmine selbst, wie schon erwähnt, 1802–1807 ein ‚Taschenbuch für edle Weiber und Mädchen‘. Ja, selbst Hölderlin dachte 1799, als er eine Zeitschrift plante, zuerst daran, ihr den Titel: ‚Journal für Damen, ästhetischen Inhalts‘ zu geben. In ihrer Dichtung wirkt sich Wilhelminens Selbstbewußtsein mehrmals in dem Motiv der Verwunderung, ja der Empörung darüber aus, daß „ein Mädchen“ kommen müsse, um zu tun, was Männer versäumen: große Erscheinungen und Gestalten würdig im Gedicht zu feiern. Dazu gehört das Heidelberger Schloß, das sie ganz

„romantisch“, aber auch ganz unhistorisch als die Stätte kühner Helden der altdeutschen Zeit ansieht. In dem gleichnamigen Gedichte heißt es:

Von den Jünglingen und Männern allen,  
Die in dieser Gegend voller Pracht  
Hier in diesem Paradiese wallen,  
Ließ noch keiner seine Harfe schallen?  
Rührte keinen deiner Schönheit Macht,  
Daß er hingerissen von Entzücken  
Iubelnd auf die Kniee niederfiel,  
Und auf dieses steilen Berges Rücken  
Hohe Hymnen sang ins Saitenspiel? . . .

Väter! eure Manen auszusöhnen  
Kommt ein Mädchen aus der Einsamkeit!  
Seht! ein Mädchen das nicht Lorbeern krönen,  
Das in kunstlos hingegoßnen Tönen  
Lieder sang in stiller Dunkelheit. –

So schrieb die Dichterin 1795, – in dem Jahr, da Hölderlin, von Jena heimkehrend, „ein vertriebener Wanderer, der vor Menschen und Büchern floh“, durch Heidelberg kam und für seine spätere Ode auf die Stadt den wohl entscheidenden Eindruck empfing: durch einen Zauber auf die Brücke festgebannt, sieht er den Strom, den Neckar in die Ferne ziehen, „die gigantische, schicksalskundige Burg“ aber „schwer in das Tal“ herabhängen, „nieder bis auf den Grund von den Wettern zerrissen“, ein „alterndes Riesenbild“, über das jedoch „die ewige Sonne goß ihr verjüngendes Licht“. Kein Wort fällt von Menschen, die einst hier Schicksal erfuhren; aber die Stätte selbst mit der Landschaft ist reines Symbol dafür geworden.

Ein Jahr später, im Dezember 1796 – das beredete Monatsdatum steht unter dem Titel der Hymne; es bedeutet: wenige Monate nach der Abwehr des landverheerenden französischen Einfalls in Süddeutschland – war es wieder „ein Mädchen“, von dem ‚Ein Gesang dem grossen Helden unsrer Zeit, Erzherzog Karl‘ angetimmt wurde.

Helft mir Lorbeern um die Harfe winden,  
Denn ich singe heut der Tapferkeit!  
Heldenmuth soll meine Saite künden,  
Soll den Hermann singen unsrer Zeit.  
Kühn wie Ossian in Selmas Hallen  
Fingals Thaten in die Harfe sang,  
Laut wie in Gebürgen Echo schallen,  
Schalle heut mein festlicher Gesang!

Sänger hoher Thaten könnt ihr schweigen?  
Rührt euch Carls erhab'ne GröÙe nicht? –  
Ha, so kommt! ein Mädchen soll euch zeigen  
Wie man diesem Sieger Kränze flicht! –  
Wenn die Zeit einst Seines Grabsteins Trümmer  
Dicht mit Moos und Epheulaub umzieht,  
Strahle dieser Kranz in frischem Schimmer,  
Lebe noch sein Ruhm in meinem Lied!

Wie Mirjam vor David, so möchte die Sängerin vor dem „königlichen Helden“ einherziehen und seine „stille Menschenliebe“ ebenso wie seine Taten feiern.

Wie hier auf das Urbild der hymnischen Sängerin des Alten Testaments, so schaut andernorts die junge Dichterin auf Sappho als Urbild großen weiblichen Dichtertums überhaupt, das ihr zugleich ein Wunschbild ist. Sie träumt davon, daß einst ihr Geist „einer Sappho Flug erschwingt“, daß sie „einst gekrönt mit Sapphos Ruhme Lieder singe für die Ewigkeit“. So träumt der junge Hölderlin in Maulbronn, in der Ode ‚Mein Vorsatz‘, den „glühenden kühnen Traum“ vom „Schwung nach Pindars Flug“, vom „kämpfenden Streben nach Klopstoksgröße“. Hölderlin hat, seinen Kleinmut wie seinen Ehrgeiz – sein „Geizen um Hekatombenlohn“ – im Bestehen tiefen Leides und im gelassenen Glauben an seine Berufung überwindend, seinen Jugendtraum als Dichter großer Oden und „vaterländischer Gesänge“ wahrgemacht. Bei Wilhelmine Maisch war solcher Traum, je wie man will, unschuldige Vermessenheit oder bloßer literarischer Topos ohne letzte Lebenswahrheit; war doch schon um die Mitte des 18. Jahrhunderts die biedere Karschin von ihren Zeitgenossen als die deutsche Sappho begrüßt worden. –

Mehrmals ist der Blick vergleichend von dem Freundeskreise Wilhelmine Maischs und Hölderlins in Stuttgart zu ihm selbst nach Tübingen gegangen. Im letzten Abschnitt soll er aus dem Hintergrund, in dem er bisher stand, hervortreten. Dazu gibt ein Gedicht des jungen Mädchens Anlaß.

#### IV

Den Stuttgarter Freunden gelten mehrere poetische Episteln Wilhelminens. Die an Conz eröffnet, wie erwähnt, das ganze Büchlein, eine ‚An Haug‘, vom 1. Januar 1794, die letzte Gruppe, die „Episteln“ heißt. Auch hier ist Charme, Humor und Ironie, auch hier Bescheidenheit und Selbstbewußtsein. Auch hier gedenkt sie Stäudlins „mit den holden Dreyen“, seinen als Chariten stilisierten Schwestern. Sie erträumt die „goldne Zeit der Feen“ und sich selbst darin als feenhafte Schöpferin eines „Tempe“ für die Dichterfreunde, „im schönsten Thal, das die Natur Mit ihrem Blumenteppeich schmückte“, mit einem Heiligtum „auf lichten Höhen“.

Apollo und dem edeln Chor  
Der Grazien und der Camönen  
Und Deutschlands ersten Musen-Söhnen  
Zur Opferstätte eingeweiht.  
Das Urbild jeder Herrlichkeit,  
Die Kunst in ihrem vollen Glanze,  
Die Schönheit mit dem Blüten-Kranze  
Durchschimmerten dieß Heiligthum, . .

Inmitten dieser „Paradiesischen Gefilde“ aber,

In eines Birken-Wäldchens Mitte,  
Von Holdersträuchen eingehüllt,  
Erhüb sich meine kleine Hütte;  
Der Schwermuth und der Ruhe Bild  
Beschützten schwesterlich die Pforte, . . .

Und Ihr Portal enthielt die Worte:  
,Hier lebt ein Mädchen, das dem Gram,  
Der wild an seinem Herzen nagte,  
Dem Menschenvolke, das es plagte,  
An edler Freundschaft Hand entkam,  
Und zu den Musen Zuflucht nahm! . . .

Wann Deine würdigen Kollegen  
Mit Dir des Priesteramtes pflegen,  
Wann in dem Allerheiligsten  
Des Tempels Euer Sang erschallet,  
Das Lob der hohen Göttinnen  
In frohen Hymnen wiederhallet –  
Dann pflück ich Rosen und Iasmin,  
Und Lorbeern – Eure Schläfe Barden  
Mit frischen Kränzen zu umziehn!  
Sonst bin ich Eure Wärterin,  
Besorge Keller Tisch und Garten,  
Und reiche dann mit Freundlichkeit  
Beim feyerlichen frohen Mahle  
Euch volle schäumende Pokale.

Auf die Epistel ‚An Haug‘ folgt je eine ‚An N(euffer)‘ und – ‚An Hölderlin‘<sup>9</sup>. „In faden Reimen“ erzählt darin die Schreiberin dem „Freund“ einen Traum: wie sie inmitten einer langweiligen kleinstädtischen Gesellschaft unversehens einen Brief von ihm erhielt und darob in höchstes Entzücken geriet, das sie humorvoll parodistisch breit in einer Reihe hyperbolischer Vergleiche schildert. Erwachend erkennt sie ihre „Wonne“ als „leeren Schaum“, droht aber nun dem Freund:

Ietzt wirst Du nicht	Mein Traumgesicht
Mir bald erfüllen,	Und die Begier
Nach Briefen stillen,	So schwör ich Dir!
Du wirst mit Träumen	In faden Reimen
Daher erzählt	So lang gequält,
Biß Du mir willig	Ein Briefchen schickst,
Und mich wie billig	Mit froher Kunde
Von Deinem Wohl . .	Recht bald beglücktst.

Die Epistel ist dem Inhalt nach ein Nichts; der Ton allein verschafft ihr Reiz. Wann aber und wo sind sich Wilhelmine Maisch und Hölderlin begegnet? Daß dies geschehen ist, wird schon durch die Epistel an sich und die Bezeichnung „Freund“ gesichert, besonders aber durch die Verse:

Denn ach! mir schwebte	Die schöne Zeit
Voll Seligkeit,	Die ich bei Dir
So froh verlebte,	Auch träumend für.

Das ist, auch wenn man der poetischen Lizenz etwas zugute hält, biographisch gültige Münze. Von Hölderlin wird Wilhelmine nie erwähnt. Sie seien sich, so hat man gemeint, 1795 in Heidelberg begegnet<sup>10</sup>. Das ist unmöglich. Alles weist vielmehr in Hölderlins letztes Tübinger Jahr, 1793, – das Jahr der Freundschaft Wilhelminens mit dem Kreis in Stuttgart. Vielleicht kam

Hölderlin einmal von Tübingen hinunter; das geschah ja öfters während seines Studiums und ist für den April 1793 wohlbezeugt; vielleicht traf er die junge Dichterin im Pfarrdorf seines Onkels Majer, Löchgau im Zabergräu, an dessen Nordrand Adelshofen liegt; nachweislich war er dort, wie öfters, in der zweiten Hälfte des April zu Gaste. Vielleicht aber suchte die Schützlingin Stäudlins und Neuffers mit deren Empfehlung die Bekanntschaft des Dichters, als sie im Juni, wie in ihrem zweiten Brief erwähnt, für ein paar Tage von Plattenhardt nach Lustnau – vor Tübingens Toren und damit sicher auch nach Tübingen selber – kam. Dafür spricht wohl am stärksten die Wendung in ihrer Epistel: „Die frohe Zeit Voll Seligkeit, Die ich bei Dir So froh verlebte“.

Wo immer das Zusammensein zu denken ist: es müssen für die nach Austausch, Anregung, Bestätigung Hungernde Tage „voll Seligkeit“, voll frohen geistigen Genusses gewesen sein. Hölderlins Hymnen in Stäudlins Musenalmanach fürs Jahr 1792 und Poetischer Blumenlese fürs Jahr 1793 kannte sie; vermutlich hat er ihr mündlich weitere Proben seines hymnischen Schaffens mitgeteilt, wie er am 27. Juni Stäudlin, Neuffer und Friedrich Matthisson, die ihn besuchten, seine Hymne ‚Dem Genius der Kühnheit‘ vorlas, wofür ihn Matthisson umarmte, gleichsam zum anerkannten Dichter weihte. – Der Eindruck seiner Hymnen verrät sich in eignen hymnischen Versen Wilhelmine Maischs durch gewisse Anklänge oder Anleihen, und mehr noch: durch den Ton und Rhythmus dieser Verse. Im Proömium von Hölderlins ‚Hymne an die Göttin der Harmonie‘ heißt es:

Schon erglöh der wonnetrunke Seher  
Von den Ahndungen der Herrlichkeit,  
Ha, und deinem Götterschoose näher  
Höhnt des Siegers Fahne Grab und Zeit;

in der ersten ‚Hymne an die Freiheit‘:

Majestätisch, wie die Wandelsterne,  
Neuerwacht am off’nen Ozean,  
Stralst du uns in königlicher Ferne,  
Freies kommendes Jahrhundert! an.

In ihrem hymnischen Gedicht ‚Das Heidelberger Schloß‘ (1795) schreibt Wilhelmine Maisch:

Hier, dem Himmel und der Gottheit näher  
Fühlt der Geist sich fesselfrey und leicht,  
Hier genießt der wonnetrunke Seher  
Lust, die keine Schilderung erreicht! . . .  
Majestätisch, wie ein Sturmgewitter,  
Siegreich, wie der alten Römer Macht, . .

Die Probe mag genügen; leichtlich ließe sich noch anderes erbringen, wie überhaupt der Nachklang Hölderlinscher Hymnen in Gedichten seiner Freunde häufig ist. Und Hölderlin? Wir wissen nichts von seiner Einstellung zu Wilhelmine Maisch. Wie schon erwähnt, ist sie in seinen Briefen nie genannt; in ihren Taschenbüchern 1802–1807 ist er nicht vertreten<sup>11</sup>. Ob er 1793 von Tübingen aus, oder etwas später, den Wunsch der Dichterin nach einem Brief erfüllt hat, steht dahin, – ihr Werben um regeren Austausch, um beständige Verbindung sicher

nicht. Die liebenswürdige Reimepistel der liebenswerten Dichterin gibt flüchtig Einblick in einen Lebenskreis, mit dem sich Hölderlin berührte, zu dem er jedoch nie wahrhaft gehörte, nie gehören konnte. Es war – darin liegt keine Abwertung aus Überheblichkeit – ein Lebenskreis provinzieller Herzlichkeit. Sein Geistesreich dagegen wurde mehr und mehr das Abendland, sein Grundproblem als Dichter die Spannung und Versöhnung zwischen Hellas und Hesperien, und engstens damit verbunden im Geschäft des Künstlers die Aufhebung der „beiden Extreme“, an denen er die Dichtung seiner Zeit erkrankt sah: „der Regellosigkeit und der blinden Unterwerfung unter alte Formen“, – die Bemühung um einen „sichern, durch und durch überdachten Gang“ des Kunstwerks, wie er den Griechen eigen war. Der Weg auf dieses Fernziel zu schied ihn auf die Dauer von dem leichtern und bequemern Wege seiner Dichterfreunde, deren Kreis dem jungen Mädchen aus dem Zabergäu, aus der Provinz das Herz aufgehen ließ.

<sup>1</sup> Gedichte von Wilhelmine Müller, gebohrne Maisch. Karlsruhe, bei Christian Friedrich Müller, 1800. (XXII

und 312 S.) – <sup>2</sup> Almanach und Taschenbuch für häusliche und gesellschaftliche Freuden. Von Carl Lang. Heilbronn 1799. – <sup>3</sup> Darunter Hebel in Karlsruhe, Haug in Stuttgart, Bürgermeister C. F. Mörike in Neuenstadt an der Linde, Legationssekretär Schenk in Rastatt (den Hölderlin dort im November 1798 durch seinen Freund Sinclair kennen lernte). – <sup>4</sup> Der Verlag ist noch heute im Besitz der Nachkommen. – <sup>5</sup> Erreichbar waren dem Vf. nur die Taschenbücher auf 1805, 1806 und 1807 (aus dem Besitz der Univ.-Bibliothek Freiburg i. Br. und der Wessenberg-Bibliothek in Konstanz). – <sup>6</sup> 16 Briefe an Wilhelmine Maisch soll Julius Hartmann besessen haben. Im Schiller-Nationalmuseum zu Marbach a. N. ist eine Anzahl von unergiebigem Dankbriefen fürstlicher und adliger Personen. – <sup>7</sup> Stuttgart, Württ. Landesbibliothek (Cod. hist. 4<sup>o</sup> 447 m). – <sup>8</sup> Aristarch: strenger und gerechter Kritiker. – <sup>9</sup> S. 231–239. Wiederabgedr.: A. Holder, Vjh. des Zabergäüvereins 1906, II S. 30–32; Hölderlin, Sämtliche Werke, hrsg. von N. v. Hellingrath, Bd. 6 S. 525–528; Stuttg. Hölderlin-Ausgabe Bd. 7, hrsg. von A. Beck, 1. Abt., Anhang. – <sup>10</sup> A. Holder, a. a. O. – <sup>11</sup> S. Anm. 5. Daß in den nicht erreichbaren Taschenbüchern etwas von Hölderlin stehen sollte, ist ganz unwahrscheinlich.

## Heidelberg

Lange lieb ich dich schon, möchte dich, mir zur Lust,  
Mutter nennen, und dir schenken ein kunstlos Lied,  
Du, der Vaterlandsstädte  
Ländlichschönste, so viel ich sah.

Wie der Vogel des Walds über die Gipfel fliegt,  
Schwingt sich über den Strom, wo er vorbei dir glänzt,  
Leicht und kräftig die Brücke,  
Die von Wagen und Menschen tönt.

Wie von Göttern gesandt, fesselt' ein Zauber einst  
Auf die Brücke mich an, da ich vorüber ging,  
Und herein in die Berge  
Mir die reizende Ferne schien,

Und der Jüngling, der Strom, fort in die Ebne zog,  
Traurigfroh, wie das Herz, wenn es, sich selbst zu schön,  
Liebend unterzugehen,  
In die Fluten der Zeit sich wirft.

Quellen hattest du ihm, hattest dem Flüchtigen  
Kühle Schatten geschenkt, und die Gestade sahn  
All ihm nach, und es bebte  
Aus den Wellen ihr lieblich Bild.

Aber schwer in das Tal hing die gigantische,  
Schicksalskundige Burg nieder bis auf den Grund,  
Von den Wettern zerrissen;  
Doch die ewige Sonne goß

Ihr verjüngendes Licht über das alternde  
Riesenbild, und umher grünte lebendiger  
Efeu; freundliche Wälder  
Rauschten über die Burg herab.

Sträucher blühten herab, bis wo im heitern Tal,  
An den Hügel gelehnt, oder dem Ufer hold,  
Deine fröhlichen Gassen  
Unter duftenden Gärten ruhn.

*Friedrich Hölderlin*